

- LESEPROBE -

EVERETT
PERCIVAL NICHOLSON
POITIER
SIDNEY



LUXBOOKS
OHRENSESSEL

PERVICAL EVERETT

***ICH BIN NICHT
SIDNEY POITIER***

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Karen Witthuhn

ROHFASSUNG



**LUXBOOKS
OHRENSESSEL**

Originaltitel: I AM NOT SIDNEY POITIER
Gray Wolf Press 2009
© Percival Everett

LUXBOOKS.OHRENSESSEL
© der deutschen Ausgabe: LUXBOOKS GmbH Wiesbaden.

Alle Rechte vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert werden.

Reihengestaltung: Chris Steurer
Umchlaggestaltung und -motiv: Annette Kühn
Satz: Christian Lux
Druck: SOWA, Polen

ISBN: 978-3-939557-

www.luxbooks.de

ICH BIN NICHT SIDNEY POITIER

Ich bin die schicksalsgeplagte Frucht einer hysterischen Schwangerschaft, aber überraschenderweise nicht selber hysterisch, wenn auch vielleicht etwas seltsam. Eigentlich bin ich recht ruhig, manche mögen meinen ausgeglichen. Ich bin groß und dunkel und sehe für aller Augen aus wie Mr. Sidney Poitier, was meine verstörte und inzwischen verstorbene Mutter bei meiner Geburt und Namensgebung nicht geahnt haben kann. Nach zwei Jahren des hysterischen Reifens kam ich auf die Welt, und wer kann schon sagen, welche Auswirkungen eine so lange Zeit des Wartens, Erwartens, auf den Verstand hat. Zwei Jahre. Zumindest wurde es mir so erzählt.

Um eine lange, traurige Geschichte kurz und traurig zu machen, ist hier die Version, wie ich sie mir zusammengereimt habe: Meine Mutter, bekannt dafür, unbedingt ein Kind zu wollen, seltsam, schräg, spinnert zu wirken und keinen einzigen Mann in ihrem Leben zu haben, verkündete eines Tages allen Nachbarn, nah und fern, dass sie schwanger sei. Man nickte auf angemessene und nachvollziehbar mitfühlende, wenn nicht gar offen herablassende, doch wohlgesonnene Weise, aber dann, zur Überraschung einiger, zum Schrecken mancher und zur Verwunderung fast aller, dehnte sich der Bauch meiner Mutter aus. Den Berichten nach erreichte er einen stattlichen Umfang, aber nach den mehr oder weniger üblichen neun Monaten kam kein Baby. Diesem übermässigen Gedeihen waren zwei hysterische Fehlgeburten vorausgegangen, beide gemeinhin bekannt und Anlass zu Scherzen, daher waren Zweifeln Tür und Tor geöffnet. Nach zehn, elf, zwölf Monaten dehnte sich weiterhin nur braune Haut straff über etwas, das viele für einen Volleyball hielten, und alle waren überzeugt, dass meine verrückte Mutter, der Volleyballtheorie zum Trotz, eine weitere hysterische, oder eher und genauer gesagt irrsinnige Schangerschaft erlitt oder vielleicht verübte. Dann, nach

vierundzwanzig Monaten, kam ich tatsächlich auf die Welt, und das nicht geräuschlos, denn meine Mutter weckte in ihrer Not zuerst durch Klopfen, dann durch kojotenartiges Geheul viele Menschen auf, weshalb meine Ankunft von einigen schockierten Wenigen gut besucht und dokumentiert wurde, die später schockierten, wenn auch meistens mitleidlosen Vielen Bericht erstatteten.

Insgesamt war es eine, wie sich schon ahnen ließ, ziemlich hysterische Geburt. Das Geheul meiner Mutter lockte eine Nachbarin an, die eine weitere Nachbarin herbeirief, und schon bald standen sie, Verschwörerinnen gleich, zu dritt um die gespreizten Beine meiner Mutter herum, blickten gebannt ihre Genitalien an und wetteten, es würde nichts dabei herauskommen. Eine kam auf die Idee, den Arzt in der Nachbarschaft zu rufen. Der kleine, plattfüßige Mann, übernächtigt und nicht auf der Höhe, kam und stellte eine ganz vernünftige Frage: „In welcher Woche sind Sie?“

„In der einhundertundvierten.“ So die erste Nachbarin.

Das wurde von allen Anwesenden bestätigt, auch von meiner Mutter, deren genaue Worte allerdings waren, „In der viel zu vielen!“ Dann schrie sie, „Vorsicht, Mädels! Zwei Jahre ist er in der Mache, und jetzt kommt er raus!“

Während die gluckenden Nachbarinnen einzig meine Mutter für verrückt hielten, hielt der Arzt in seinem fuselvernebelten Zustand sie alle für verrückt. Er zog sein Stethoskop hervor und horchte lange in den Bauch hinein. Richtete sich auf und sagte, „Diese Frau bekommt ein Baby.“

Geheul von meiner Mutter.

„Und zwar umgehend, würde ich sagen.“

„Soll ich heißes Wasser aufsetzen?“, fragte eine der Frauen.

„Gerne“, sagte der Arzt. „Tee wäre schön.“

Aber meine Geburt stand nicht so unmittelbar bevor, wie

meine Mutter es sich gewünscht haben mag, denn die Wehen zogen sich etwa vierzig Stunden lang hin, vierzig Stunden, in denen eine Parade von neugierigen Gratulanten und Voyeuren durch unser Haus zog: Manche tranken Kaffee, manche aßen Popcorn, alle äußerten sich über die seltsam lange Schwangerschaft und die noch seltsamere Tatsache eines wirklich vorhandenen Babys. Der Arzt bedauerte es, gerufen worden zu sein, zwar hatte er den Hippokratischen Eid abgelegt, hätte aber seine Zeit gerne sinnvoller verbracht und zum Beispiel die Flasche zu Ende getrunken, die er hatte stehen lassen, auch wenn die Nachbarinnen die Küche endlich ihrem Zweck zugeführt und eine Mahlzeit gekocht hatten, die seinen Geschmack traf. Schließlich und endlich kam ich herausgeschossen, wenn geschossen es vielleicht auch nicht ganz trifft, da ich mit dem Füßen zuerst und dem übergroßen Kopf zuletzt herauskam, die ganzen zehn Pfund, meine Mutter nahezu zerreißend, und ganz ohne Eile. Ihre Schreie gellten über die Straße wie Schreie.

Die Geburt versetzte die ganze Nachbarschaft in Erstaunen, vielleicht niemanden mehr als meine Mutter, die in mir nicht weniger als eine unbefleckte Empfängnis sah. Sogar aus San Diego kamen Fernsehteams angereist, und ein paar Soziologen und Biologen warfen ihren Blick auf mich. Ich kann es mir nur so erklären, dass meine Mutter eigentlich hysterisch schwanger war und es im ungefähr vierzehnten Monat dieser Schwangerschaft schaffte, die Geschlechtssteile meines Vaters (den Begriff verwende ich natürlich rein biologisch) zu finden und nutzen, welcher vielleicht Sidney Poitier war, vielleicht auch nicht, und so wurde sie wirklich schwanger, und hier bin ich. Vierundzwanzig Monate im Mutterleib, der Legende nach, weswegen ich als kleiner Knirps selten bei meinem seltsamen Namen Nicht Sidney gerufen, sondern Elefantenjunge genannt

wurde, manchmal auch Spätzünder und einmal Käptn Iglu von einem Jungen, der von Ohio nach Los Angeles gezogen war. Den Namen habe ich nie ganz verstanden.

Meine Geburt als schwierig zu beschreiben wäre also untertrieben, sie als reine Hölle zu bezeichnen nicht übertrieben, ganz sicher war sie fürchterlich, für meine Mutter eine Nahtoderfahrung, für mich eine Nahlebenserfahrung. Meine Mutter war besessen überzeugt, dass ihre Schwangerschaft nicht so schmerzvoll hätte enden müssen, und diese Überzeugung fand ihren Ausdruck in einer Kampagne, mit der es ihr sehr ernst war, eine Kampagne gegen Vaginalgeburten. Überall im Haus lagen T-Shirts und Poster mit demselben Bild und Slogan herum: eine durchgestrichene Vagina und die Buchstaben MISCS, was für Mothers In Support of Caesarian Sections, Mütter für den Kaiserschnitt, stand.

Auch wenn meine Mutter, sie hieß Portia Poitier, völlig, unzweifelhaft, bewiesenermaßen verrückt war, so war sie doch nicht mittellos. Vielleicht hatte sie auch einfach nur Glück, das werde ich nie wissen und Sie daher auch nicht. 1970, als ich zwei war, investierte sie ihr ganzes Vermögen in eine ziemlich unbekanntes Firma namens Turner Communications Group, aus der später Turner Broadcasting System wurde. Ihr Vermögen belief sich auf ungefähr dreißigtausend Dollar, größtenteils aus einer Entschädigung für einen Arbeitsunfall mit einem Lift bei einer Telefongesellschaft – damals viel Geld, und in unserer Gegend ein Vermögen. Genug, um sie super-, stein-, stinkreich zu machen. Nicht so stinkreich, wie sie hätte werden können, hätte sie länger gelebt. Stattdessen wurde dann ich stink- und steinreich. Sie besaß so viele Aktien, dass Ted Turner ihr kurz vor ihrem Tod einen Besuch abstattete. Ich war sieben und erinnere mich an den durchgeknallten weißen Mann, der wie ein bleicher, schnurrbärtiger, quasselnder Tornado in unser Haus gefegt kam.

„Hallo, junger Freund“, sagte er in seinem schnellen, gleichzeitig verbindlichen und verstörenden Südstaatenakzent zu mir. „Du siehst nach einem netten jungen Mann aus.“

Als er eintraf, stand ich auf der Veranda vor unserem Haus, gerade waren ein paar Jungs auf Fahrrädern vorbeigefahren und hatten gerufen, „He! Wo ist dein Rüssel, Elefantenjunge?!“. Meine Mutter, die schon häufig mit Turner telefoniert hatte, nannte ihn Teddy.

Die Nachbarn starrten uns aus ihren Höfen und Fenstern heraus an. Meine Mutter, nicht aus Argwohn, sondern weil sie eben so war, hatte ihr Vermögen für sich behalten und nicht mehr ausgegeben, als normal schien. Wofür sie es ausgab, war für alle außerhalb unserer vier Wände nicht sofort erkennbar: Bücher, Musik, Sprachunterricht für mich und qualitativ hochwertige, vernünftige und daher hässliche Schuhe. Sie gab Hunderte von Dollar für Schuhe aus, von denen niemand geglaubt hätte, dass sie mehr als dreißig kosten würden. Meine weißen und blauen Oxford-Hemden kamen aus der Savile Row in London, wie sie mir sagte, auch wenn ich keine Ahnung hatte, was das bedeutete. Niemand außer mir trug solche Hemden, ich hasste sie und sehnte mich jeden Tag nach einem T-Shirt oder einem Pulli.

Turner schnalzte mit der Zunge gegen seine unwirklich weißen Zähne und betrachtete die umgebende Nachbarschaft. Er schien sich in seiner Haut wohl zu fühlen, daher fühlte ich mich in seiner Gegenwart wohl. „Deine Mama ist eine wahre Geschäftsfrau, jawollmeinjunge, sie hat den richtigen Riecher.“ Ich kickte ein paar Spielsachen in die Ecke. „Ist das Lego? Ich liebe Lego. Hab ich als Kind nie gehabt, nur einen Metallbaukasten. Hast wahrscheinlich noch nie einen gesehen. Hab mir immer wie verrückt die Finger daran aufgerissen, überall war Blut auf den kleinen Schrauben und Bolzen. Hab immer gerne

Dinge gebaut. Rieche ich da Brownies? Sag bloß, deine Mutter kann auch Brownies backen? Ist das nicht großartig, wenn sie gerade aus dem Ofen kommen, noch warm und klebrig und so herrlich duftend? Überall Schokolade auf den Schrauben und Bolzen. Jawoll, einen Riecher hat deine Mutter.“ So war er, und ich muss sagen, ich mochte ihn, und er mochte meine Mutter sehr, und dafür, dass sie so viel Vertrauen in seine Firma gesteckt hatte, liebte er sie geradezu. Sie mochte ihn auch und nannte ihn Teddy, wie gesagt. Als er sie fragte, warum die anderen Kinder mich Elefantenjunge riefen, da sagte sie, die wären bloß neidisch. Er kaute seinen Brownie und sah mich an. Ihre Antwort schien ihn zufriedenzustellen.

„Sag mal, Portia, was ist denn Nicht für ein Name?“, fragte er.

„Er heißt Nicht Sidney“, stellte meine Mutter richtig.

Einen Moment lang war Turner verwirrt, dann nickte er mit seinem großen Kopf und lachte. „Ah, verstehe.“

Da sah meine Mutter verwirrt aus. Ich habe die Geschichte meines Namens nie erfahren. Man könnte annehmen, meine Mutter hatte wegen unseres Nachnamens, so selten er auch ist, eine Verwechslung mit Sidney Poitier, dem Schauspieler, vermeiden wollen, und deswegen wurde ich Nicht Sidney Poitier. Aber ihr verwirrter Gesichtsausdruck ließ mich denken, dass mein Name überhaupt nichts mit dem Schauspieler zu tun hatte, dass Nicht Sidney ein von ihr und ohne Berücksichtigung der Außenwelt erschaffener Name war. Sie mochte ihn, und das reichte.

Kurz nach Ted Turners Besuch starb meine Mutter. Eine Krankheit überkam sie. So wurde es mir gesagt. Eine Krankheit hat deine Mutter überkommen. Innerhalb weniger Wochen hatte sie auch der Tod überkommen. Sie starb im Schlaf, und man sagte mir, das sei gut – kein Leiden, kein Schmerz.

Sogar damals habe ich mich gefragt, was daran gut sei. Wir hatten keine Verwandten, und die Nachbarn würden die klägliche Brut der verrückten Frau ganz sicher nicht aufnehmen, Ergebnis einer so merkwürdigen und wahrscheinlich fluchbeladenen überlangen Schwangerschaft. Hätten sie von meinem Millionenvermögen gehnt, wäre der Elefantenjunge möglicherweise reizvoller gewesen, aber sie ahnten nichts und hätten es auch dann nicht geglaubt, wenn ich oder sonst jemand, sogar Ted Turner, ihnen davon erzählt hätten, selbst wenn sie gewusst hätten, wer Ted Turner ist.

Erneuter Auftritt Ted Turner. Dieser sah in der beträchtlichen Investition meiner Mutter in seinen Traum eine Art Symbol oder Zauberformel für seinen Erfolg. Meine Mutter war die Art bodenständige, ja proletarische Person, die er auf dem Weg zu großen und schamlosen Reichtum für seine Medienwelt gewinnen wollte, und sei es nur indirekt. Wie dem auch sein, Turner kam und nahm mich zum stieläugigen Erstaunen der Nachbarschaft und der ganzen Stadt mit zu sich nach Atlanta. Zu sagen, ich hätte bei Turner gelebt oder sei von ihm aufgezogen worden, wäre irreführend und ganz einfach oder kompliziert falsch. Ich wohnte in einem Haus auf seinem Grundstück und war weitestgehend meinem unfertigen Selbst überlassen. Das Personal in meinem Haushalt, überwiegend schwarze Frauen, bereitete meine Mahlzeiten und kümmerte sich um meine Bedürfnisse, und meine Lehrer, überwiegend schwarze Frauen, kamen ins Haus, um mich zu unterrichten. Ted Turner oder seine Familie bekam ich kaum zu Gesicht, allerdings entdeckte ich in der Pubertät einen Ort, von dem aus ich heimlich seine Ehefrau, Jane Fonda, in engem Gymnastikleibchen bei ihren Diskoübungen am Pool beobachten konnte. Unter dem Elasthan stachen ihre Rippen hervor, und ich empfand mehr als nur ein wenig Lust, schwärmte aber nicht für sie.

Man muss Turner zugute halten, dass er sich in der Rolle des reichen weißen Gönners, der ein armes, kleines, schwarzes Kind aufnimmt, nicht wohl fühlte. Das Fernsehprogramm war verseucht von diesem Modell, und man musste nicht Einstein sein, um zu merken, dass daran alles faul war. Bei mir lag der Fall etwas anders, da ich aufgrund des Riechers meiner Mutter in Wahrheit extrem reich war.

Dem Anschein nach stand es mir frei, Entscheidungen über meine Leben zu treffen. Das Hauspersonal wurde von einer statuenhaften Frau aus St. Lucia beaufsichtigt. Claudia, riesiger Afro, eindringlicher Blick, stellte ihre Sicht der Dinge mehr als nur einmal klar: dass ich zwar ganz niedlich, aber ein wenig beschränkt sei; dass ihr klar gesagt worden war, dass ich meine Rechnungen aus meiner eigenen Tasche und nicht aus Ted Turners begleichen würde; dass sie für mich und nicht für Ted Turner arbeitete; dass sie es also mir recht machen musste, nicht Ted Turner. So wie sie ihren Afro dabei leicht neigte, schien ihr das zu gefallen. Und den beiden anderen Frauen, die sich um meinen Haushalt kümmerten, auch. Meine Lehrerinnen waren junge Frauen aus dem Spelman College, die mich entweder für einfach bezaubernd oder einen elenden Pariah hielten, eine jämmerliche, asoziale Scheußlichkeit, die man besser nicht berührte, wenn auch berücksichtigte. Eine jedoch, Betty, überzeugte Sozialistin, mochte mich, mochte mich unterrichten und mochte besonders die Tatsache, dass ich Geld zu verschwenden hatte, echtes Geld, wie sie es nannte, und weil sie so offen darüber sprach, vertraute ich ihr. Ihr schwebte vor, dass ich mein Geld eines Tages für das Gute einsetzen würde. Meinen Aufenthalt in Ted Turners Haus konnte sie nur schwer akzeptieren. Mit elf sagte ich ihr, dass ich Miete zahlte und daher nicht wirklich unter Turners Obhut stand. Und technisch gesehen zahlte ich auch Miete, das Geld wur-

de aber durch irgendwie manipulierte Aktienoptionen an mich zurückgeschleust. Ich verstand das Konzept, wenn auch nicht den Vorgang. Überhaupt war ich ziemlich altklug, was Betty an mir mochte. Betty war mein erster Schwarm, aber ich stellte mir nie vor, wie sie zu Discomusik Sport trieb, wie Jane Fonda. Betty sagte von sich, sie habe „schwere Knochen“, und war sogar in meinen Augen ein wenig plump, aber wunderschön.

Sie lehrte mich Marx und Lenin und Castro und die Übel der amerikanischen Demokratie und den Niedergang des Römischen Reiches und dass die Briten ihr Empire verloren hatten, weil sie meistens entgeistert und tatenlos herumstanden, wenn ihnen aufging, dass die von ihnen kolonialisierten Völker sie nicht mochten. Sie lehrte mich, dass Amerika Freiheit predigt, aber Anderssein nicht zulässt. Und dabei stopfte sie sich üblicherweise den Mund mit großen, fettigen Sandwiches von Hardee's oder noch fettigeren Hühnchen von Popeyes voll, wischte sich hin und wieder über die Lippen, seufzte und sagte, „Deswegen sind meine Knochen so schwer“, und dann lachte sie ihr sehr charmantes schnaubendes und lautes Lachen.

„Die Multinationalen und die Waffenfabrikanten, die gierigen Schweine, das sind die wahren Mächte in diesem Land“, sagte sie. „Die Massenmedien und Ölmilliardäre sind die Macher, die Möglichmacher. Politiker sind nichts als Werkzeuge, die uns in dem Glauben lassen sollen, wir hätten eine Wahl und ein wenig Macht.“

Ich rieb mir unter dem rauhen, weißen Stoff meines Dôgi die Schulter. Am Tag davor hatte mich ein größerer Junge aufs Korn genommen, und ich wartete auf den wie üblich einen Tag zu spät stattfindenden Besuch meines Kampfsporttrainers.

„Ted macht in Medien“, sagte ich.

„Genau.“ Sie sah sich im Zimmer um, als wollte sie sicher gehen, dass niemand uns belauschte. „Er ist genau die Art per-

verse, pestartige, parasitäre Plage, die ich meine.“ Sie gab sich häufig einem unerklärlichen und merkwürdigen, aber für meine Ohren liebreizenden alliterativen Drang hin.

„Ich mag ihn.“

„Du bist ein Kind.“

„Er mag dich“, sagte ich.

Das brachte sie aus der Fassung. „Wieso sagst du das?“

„Das hat er gesagt.“

„Wann?“

„Weiß ich nicht.“

„Was genau hat er gesagt?“

„Er hat gesagt, ‚Weißt du, Ni’öcht, deine Lehrerin mit den schweren Knochen, die mag ich.‘“ Ich sprach in meinem besten, aber nicht sehr guten Südstaatenakzent. Bettys Begeisterung über meine Worte verwirrte mich. „Magst du ihn auch?“, fragte ich.

„Natürlich nicht, Nicht. Der Mann ist der Teufel. Nimm dich bloß in acht vor diesem weißen Mann. Vor Bleichgesichtern ganz allgemein.“

„Wieso sagst du, dass er der Teufel ist?“, fragte ich.

„Junger Bruder, junger Bruder, du hast ja keine Ahnung. Geld ist grün, wir sind schwarz, und der Teufel ist weiß. So ist es und so wird es immer sein. Vertrau deiner Schwester mit den schweren Knochen.“

„Ich verstehe einfach nicht, warum er der Teufel sein soll, nur weil er weiß ist. Meine Mutter mochte ihn. Und meine Mutter war schlauer als du. Ich mag ihn. Und er mag dich.“

„Sag das nicht.“ Sie holte ein Bonbon aus ihrer Tasche, wickelte es aus und schob es sich in den Mund, ohne mich aus den Augen zu lassen. „Warum wiederholst du so gern, dass er mich mag?“

„Das habe ich doch nur zwei Mal gesagt“, sagte ich.

„Das, Nicht, nennt man Wiederholung. Du erstaunst mich. Man sollte doch meinen, dass du das nach all meinen Bemühungen, dich so unermüdlich, gewissenhaft und unermüdlich zu unterrichten, wüsstest.“

„Du hast zwei Mal ‚unermüdlich‘ gesagt.“

„Habe ich nicht.“

„Meinst du jetzt, ‚hast du nicht‘ oder ‚hast du, Nicht?‘“, fragte ich.

„Ich habe nicht zwei Mal ‚unermüdlich‘ gesagt, Nicht.“

Ich hakte nicht weiter nach, war aber über ihr Verhalten verwirrt.

„Außerdem“, sagte sie, „hast du ihn sicher falsch verstanden.“ Sie sortierte ihre schweren Knochen auf dem Stuhl. „Was ganz und gar genau hat er gesagt?“

„Er hat gesagt, und ich wiederhole mich nur ungern, ‚Ni‘öcht, weißt du, deine Lehrerin mit den schweren Knochen mag ich.“

Sie biss in ihr Bonbon, ich glaube, es war Butterscotch. „Und warum spricht er deinen Namen so aus?“

„Ich weiß nicht genau“, sagte ich. Das stimmte. Ich vermutete, dass er Nicht für einen richtigen Namen hielt und nicht glauben konnte, dass er nur aus der einzigen Silbe bestand, aus der er bestand. Also wurde Ni‘öcht daraus, wie für den Evangelisten auf der Straße in der Innenstadt von Decatur Gott zu Go‘att wurde.

*

Eines sonnigen Tages saßen Turner und ich im Garten zwischen unseren beiden Villen, und er ratterte Zahlen und Theorien über das Fernsehen herunter, unbekümmert davon, was mich interessierte oder ich verstand. Mir gefielen unsere einsei-

tigen Plaudereien, ich sah darin einen wichtigen und wesentlichen Bestandteil meiner Ausbildung.

„Nun, es stimmt, dass wir im Moment keinen bedeutenden Marktanteil halten“, sagte er, „aber gute alte Beständigkeit wird sich am Ende durchsetzen. So läuft es immer. Wir befinden uns in einem normalen Wettbewerb, und wenn wir entschlossen unsere Linie beibehalten, kriegen wir am Ende ein Bein auf den Boden, und dann haben wir’s geschafft. Aber man kann nicht immer nur Nachrichten und die Drei Stooges bringen.“ Er sah mich an. „Und noch was, mein Junge, wer kann es sich leisten, ständig neuen Serienmist zu produzieren, und wer will das überhaupt? Vor allem, wenn schon ein Riesenserienmisthaufen vor sich hin gammelt und nur darauf wartet, wieder gesendet zu werden? Sollen doch die Sender ihr Geld für neuen Mist aus dem Fenster werfen. Ich nehme ihren alten Serienmist und zeige ihn wieder und wieder, bis er sich in die Köpfe der Menschen eingebrannt hat wie ein Jingle.“

„Ein Jingle?“

„Ich brauche ein neues Paar Weejuns. Außerdem möchte ich Abbitte leisten für dieses abstruse Arrangement. Junge, was für ein Haufen As in einem Satz. Ich weiß, sie muss dir seltsam vorkommen. Mir kommt sie sehr seltsam vor, deine Lage, meine ich.“

„Ich finde sie okay.“

„Hast du mal diesen nierenkranken kleinen Jungen, der nicht wächst, in Noch Fragen, Arnold? gesehen? Na, das ist doch obszön, Ni’öcht. Nicht der Junge, aber die Situation, das Modell des schwarzen Kindes, das von irgendeinem weißen Übervater aufgezogen wird. So arrogant bin ich nicht. Findest du, dass ich so arrogant bin, Ni’öcht?“

Ich sah ihn nur an.

„Vielleicht schon, ein kleines bisschen. Arrogant, meine ich. Gott, ich kann doch nichts dafür. Ich bin Amerikaner.“

„Ich auch“, sagte ich.

„Gut gesagt, mein Junge. Die Gesellschaft, manche sagen heutzutage lieber Kultur dazu, sollte so einem miesen, schädlichen Müll wie Arnold und Webster nicht ausgesetzt sein. Und deswegen werde ich die TV-Landschaft übernehmen und diesen Mist mehrmals täglich senden, nicht bloß einmal pro Woche. Durch reine Übersättigung werden wir alle gegenüber den schädlichen und schändlichen Auswirkungen desensibilisiert. Das meine ich mit Jingles. Am Ende sind es nur noch bedeutungslose, unschädliche Liedchen.“ Er schob sich einen Kaugummi in den Mund und bot mir einen an. „Zimt. Warst du mal segeln, Ni'ocht? Natürlich nicht. Ich segle für mein Leben gern, die Sonne im Gesicht, der Geruch des Meeres, der Wind zerzaust das Haar.“ Er sah mich an. „Jedenfalls mein Haar. Jawoll, ich nehme dich mit zum Segeln. Schade um den kranken Zwerg mit den kaputten Nieren, der nie wächst und so.“

Ich fragte, ob Jane mit auf den Segeltörn kommen würde. Die Vorstellung von ihr beim Sonnenbaden auf Deck badete in der Sonne auf Deck in meinem Kopf.

„Keine Ahnung“, sagte er. „Sie ist im Moment ständig sauer auf mich. Ich glaube, ihr rede ihr zu viel. Ich bin nicht der Typ schweigsamer Cowboy wie ihr Daddy. Sind Rosinen nicht einfach widerlich? Viel zu süß, die Dinger. Und sehen aus wie Fliegen, meinst du nicht auch? Fliegen ohne Flügel. Und viel zu süß.“

Einmal die Woche fuhr mich Claudia in die Stadt, wobei sich ihre Afrofrisur bis an die Decke des von meinem Geld angeschafften Volvo-Kombis auftürmte. Während sie in der Stadt Einkäufe erledigte, durfte ich Fahrrad fahren. Jedes Mal wurde ich von den Jungs, mit denen ich zu spielen versuchte, verprügelt. Es lief immer gleich ab.

„Wie heißt du?“, fragte ein Kind.

„Nicht Sidney“, sagte ich.

„Gut, wie dann?“

„Wie ich gesagt habe. Nicht Sidney.“

„Niemand hat dich Sidney genannt.“

„Nein, ich heiße Nicht Sidney.“

Der Junge verzog das Gesicht, sah seine Freunde an und sagte, „Was ist denn mit dem los?“

Und ich sagte dann in einer meiner Ansicht nach höflichen und nicht aggressiven Art, „Nichts ist los mit mir. Meine Name ist Nicht Sidney.“

Ungefähr da traf mich dann der erste Schlag gegen den Kopf. Sie waren völlig verständlicher- und gerechtfertigterweise frustriert und verärgert über meine Antwort. Sie hielten mein Verhalten für, wenn nicht bockig, dann zumindest anstrengend, auch wenn ich der Meinung war, ihre Frage ehrlich beantwortet zu haben.

Wie schon erwähnt, hatte ich einen Kampfsporttrainer. Claudia hatte ihn nach der dritten verlorenen Prügelei für mich angeheuert. Ein stämmiger Koreaner namens Raymond, ein Name, der mich enttäuschte, der jeden Donnerstag zu mir nach Hause kam. Das war bedauerlich, denn in die Stadt fahren wir immer Mittwochs. Auch wenn Raymond am Tag danach den Schaden begutachten und mich über die gegen mich

verwendeten Taktiken aufklären konnte, so verpufften seine Instruktionen weitgehend im Laufe der nächsten sechs Tage, und am Mittwoch stand ich dann entweder einem neuen Angreifer gegenüber oder einem alten mit neuen Kniffen.

„Okay, Nicht Sidney, zeig mir, was der Mistkerl mit dir gemacht hat“, sagte Raymond. Wir standen in unseren strahlend weißen Dôgis auf dem Rasen am Pool, er mit seinem schwarzen Gürtel, ich mit meinem weißen. „Wie ist er auf dich losgegangen?“

„Er war größer als ich“, berichtete ich, „und hat mich am Hals gepackt und mir mit stahlharten Knöcheln auf den Schädel geschlagen, und dann, als ich mir den Kopf hielt und versuchte, das Gleichgewicht wiederzufinden, hat er mir zweimal mit aller Kraft gegen die Schulter geboxt. Ich glaube, meine Nerven sind geschädigt.“

„Das kriegt man leicht wieder hin“, sagte er beruhigend. Ich dachte schon, er meinte die geschädigten Nerven, aber dann fiel mir ein, dass er mir unmittelbar nach diesen Worten üblicherweise wehtat und/oder mich erniedrigte. „Pack mich so, wie er dich gepackt hat.“ Raymond bückte sich, damit ich ihn in den Würgegriff nehmen konnte. Das gefiel mir ganz und gar nicht, erstens, weil gleich irgendeine Defensivmaßnahme gegen mich zu erwarten war, und zweitens, weil seine Haare nach Zigaretten, irgendeiner kokosnusssparfümierten Substanz, möglicher-, aber unwahrscheinlicher Weise Shampoo, und Gott-weiß-was-noch stanken. „So, du musst den Arm um seinen Kopf legen und Zeige- und Mittelfinger in seine Nasenlöcher stecken, so, und dann den Kopf des Mistkerls mit einem Ruck zurückziehen, so!“ Und das tat er, so, wie immer roh, so, und so wurde ich mit einem hohlen, widerwärtigen und leider wohlbekanntem Wumms auf die Matte geworfen. Natürlich landete ich auf meiner ohnehin schon

wunden und nervengeschädigten Schulter. „Ist doch ganz leicht, wie? Hast du verstanden?“

„Ganz leicht.“

„Jetzt du“, sagte er.

Raymond nahm mich in einen festen und, wie ich fand, viel-sagenden Würgegriff und sagte, „Los!“

Aber mein Arm reichte nicht über seine Schulter und ganz sicher nicht um seinen missgebildeten, übergroßen und stinkenden Kopf herum, ich kam nicht einmal in die Nähe seiner roten Knollennase mit den Nasenlöchern, jedes einzelne groß genug, um gleich mehrere Finger hineinzustecken, wären sie denn in der Lage dazu gewesen. „Ich komme nicht ran“, sagte ich.

„Versuch es“, sagte er und quetschte meinen Hals mit einer kleinen Drehung noch fester ein, die sich wohl zufällig auf meine Wirbelsäule auswirkte, denn der Schmerz in der Schulter verringerte sich. „Schließ die Augen und stell dir deine Bewegungen vor. Führ dir alles genau vor Augen. Stell dir vor, du bist ich.“

Der Gedanke ließ mich schauern. Ich kam immer noch nicht an seine Nase heran, und das Atmen wurde zunehmend schwieriger. Mein Versuch, ihm dies mitzuteilen, klang für ihn sicher bloß wie Gurgeln, und dann ließ er mich los und auf die Matte fallen. So ziemlich roh.

„Wir müssen ihnen mit einem anderen Kniff, einer anderen Strategie beikommen.“ Er schritt auf und ab. „Du darfst dich gar nicht erst in den Würgegriff nehmen lassen. Ja, das ist es.“ Er sah mich eine lange, furchteinflößende Sekunde lang an, als überlegte, welcher Teil von mir mit dem lautesten Geräusch brechen würde. „Okay, okay, komm auf mich zu, als würdest du mich in den Würgegriff nehmen wollen.“

Ich gab mein Bestes, muss aber unglaublich albern ausge-

sehen haben, da er gut einen halben Meter größer war als ich. Wie befohlen griff ich Vollidiot ihn an. Er trat mit einem seiner nach nach innen gekrümmten, affenartigen Füße gegen meinen linken Spann, hakte denselben Fuß hinter meinem rechten Knöchel fest und stieß mir seinen breiten Handballen kräftig gegen die Brust, sodass ich auf die Matte flog und alle Viere von mir streckte.

Da lag ich, und er stand über mir, legte die Faust in die Hand und verbeugte sich. „Für heute ist unsere Zeit um, Nicht Sidney. Wir sehen uns nächste Woche.“

„Danke, Raymond.“

*

Einer meiner Lieblingsorte, wahrscheinlich weil ich mich dort in relativer Sicherheit befand, war die kleine Stadtbücherei in Decatur. Die Bibliothekarin gewöhnte sich an meinen Anblick, und als sie schließlich nach meinem Namen fragte und meine Antwort hörte, sagte sie nur, „Was für ein interessanter Name“. Ich mochte sie. Sie ließ mich in den Regalen mit alten, muffigen, teilweise zerfallenden Büchern herumstöbern. Ich liebte den Geruch dieser abgestandenen und von Staub umschwebten Bücher. Ich las und las, las alle Arten von Büchern und war die meiste Zeit verwirrt. Ich hatte die Stimme meiner Mutter im Ohr: „Lies. Lies, so viel du kannst. Das kann dir niemand nehmen. Der blöde Flimmerkasten ihr Begriff für den Fernseher macht dich nicht klüger, Bücher schon. Lies. Lies. Lies.“ Und dann hatte sie mich mit der Encyclopedia Britannica in mein Zimmer eingeschlossen. Aus den Regalen der Bücherei fiel mir das Buch eines österreichischen Psychiaters namens Anton Franz Fesmer in die Hände. Der schmale Band trug den Titel Passive Übertragungsmanipulation. Die

beschriebene Manipulation ähnelte stark der Hypnose und vielleicht noch stärker dem bereits vollständig entlarvten Mesmerismus, wobei die Ähnlichkeit der beiden Begriffe zweifellos in hohem Maße verantwortlich war für den außerordentlichen Mangel an Anerkennung für Fesmers Idee. Der Fesmerismus war eine Methode, ein Subjekt zu kontrollieren, ohne dass es sich dessen bewusst war. Eine schöne Idee, die mir natürlich sofort als die perfekte Form der Selbstverteidigung einleuchtete. Allerdings hatte die Methode einen ziemlich großen verfahrenstechnischen Haken. Sie setzte voraus, dass der Ausführende dem Subjekt über eine lange Zeit, Minuten, in die Augen sah. Mit einiger Übung ließe sich die Zeitspanne des Augenkontakts verringern, so die Theorie. Fesmer behauptete auch, dass, anders als unter Hypnose, das Subjekt auch solche Handlungen ausführen würde, die er oder sie im wachen Zustand als beleidigend oder unannehmbar empfände. Ich las das Buch zwei Mal, ging am Mittwoch auf den Spielplatz und wurde nach Strich und Faden vermöbelt.

„Was glotzte mich so an?“ Das war der letzte, unschön formulierte Satz, an den ich mich erinnerte.

Aber ich gab nicht auf und übte an Claudia, Betty und Ted, bis ich endlich bei Raymond den ersten Erfolg verbuchen konnte.

„Was ist los?“, fragte er.

Ich starrte ihn an.

„Nicht Sidney, warum siehst du mich so an?“ Dann wurde sein Blick glasig, und er sagte nichts mehr.

Offen, entblößt, schutzlos stand er vor mir, und mein Schlag traf ihn in die Magenrube. Er brach zusammen und war sofort ent-Fesmerisiert. Daher starrte ich ihn erneut in die Willenlosigkeit. An dem Tag verpasste ich ihm eine ziemliche Abreibung, und er fuhr mit Schmerzen nach Hause, ohne zu wissen, warum.

Claudia konnte ich immer noch nicht fesmerisieren, aber über Betty hatte ich wohl etwas Einfluss gewonnen, denn ich brachte sie dazu, den Rest ihres Arby's Roast Beef Sandwich wegzuschmeißen, was sie noch nie vorher getan hatte.

Wieder war Mittwoch, und ich betrat den Spielplatz. Der größte Mistkerl von allen war alleine da, und da er vor niemandem angeben konnte, legte er nur geringes Interesse für mich an den Tag und sagte, „Hey, Motherfucker, wir sehen uns noch.“

Ich starrte ihn an. Ich stand knapp zwanzig Meter entfernt von ihm, zweifellos vor Angst schlotternd, wenn ich mich auch nicht daran erinnere, und warf ihm meinen Blick entgegen, inklusive hochgezogener Augenbraue, wie in Fesmers Handbuch beschrieben. Der Mistkerl, er hieß Clyde, fragte, wieso ich so schauen würde, seine genauen Worte lauteten, „Was glotzt'n so, Motherfucker?“, wobei das „Motherfucker“ dem Satz seinen Rhythmus verlieh. Doch ich behielt den Augenkontakt unter Einsatz der Augenbraue aufrecht. Verärgert und sicherlich vor sadistischen Phantasien überschäumend kam er auf mich zu, die eine Faust in der anderen Hand reibend, wie er es immer tat, bevor er auf mich eindrosch. Mein Magen verkrampfte sich, aber zitternd hielt ich stand, und als er den Abstand zwischen uns fäustereibend überbrückt hatte, schimmerte in seinen Rindsviehaugen der gleiche glasige Ausdruck wie in Raymonds. Ich gab ihm über das Fesmerisiertsein hinausreichende Instruktionen, die mich nicht nur schützten, sondern auch erlaubten, ihm, wann immer mir danach war, ins Gesicht zu schlagen. Bei den Worten „Hey, Vollidiot“ hatte er sich vorzubeugen und sein Kinn hinzuhalten. Ich probierte es aus, und gleich ein zweites Mal, ziemlich beeindruckt von der Schlagtechnik, die Raymond mir irgendwie beigebracht hatte.

An dem Tag lief alles wie am Schnürchen, und ich

wusste, ich hatte ein Werkzeug an der Hand, das mir den Rest meines Lebens dienlich sein würde, eine Art psychologisches Schweizer Taschenmesser. Die Krux an der Methode war und würde bleiben, dass nicht jeder fesmerisiert werden kann, und wer immun ist, nimmt unglücklicherweise dennoch denjenigen wahr, der ihn oder sie wie ein Irrer anstarrt. Und dann steht man leicht als durchgeknallte oder potentiell gefährliche Person da. Leider ist es mir nie gelungen, ein verlässliches Erkennungsprofil für beeinflussbare Subjekte zu erstellen. Zuerst dachte ich, dumme Menschen wären leichter zu fesmerisieren. An dieser Meinung hielt ich bis zu dem Tag fest, an dem ich von einem besonders dummen Jungen namens, einfach nur, Sidney, der offensichtlich mit meinem Namen ein Problem hatte, fast zu Tode geprügelt wurde. Mein starrer Blick prallte von seinem Pitbullschädel ab wie Mäusespeck. „Was glotzt du so?“, brüllte er. „Ja, du da, dich mein ich!“ Ich muss zugeben, dass mich seine unfreiwillige Alliteration ablenkte und vielleicht meinen Blick schwächte. Umgekehrt war Betty, einer der intelligentesten Menschen, die ich kannte, dem Fesmerauge hilflos ausgeliefert. Meine Waffe präsentierte sich mir als fehlerhaft und unvorhersehbar und unzuverlässig, und daher beschloss ich, sie nur sparsam einzusetzen.

*

Betty klärte mich über die Übel angebotsorientierter Wirtschaftspolitik auf und war gerade mitten in dem Satz, „... und wenn der Keynesianismus schon nicht nett zu den kleinen Leuten ist, dann ist das Saysche Theorem wirklich das Geisteswerk eines weißen, europäischen Teufels“, als Ted herein kam

„Dem muss ich zustimmen“, sagte Ted.

Betty schreckte auf. Sie hatte ihn nicht bemerkt.

„Ich glaube, dass der Markt von der Nachfrage gesteuert wird“, sagte Ted. „Sonst sind die Menschen in den Arsch gefickt. Das einzige, was je zu den Armen herabtröpfelt, ist Regen, und der ist nichts anderes als die Pisse Gottes.“

Betty wollte Ted nicht zustimmen, nickte aber.

„Wie macht sich unser Schüler?“, fragte Ted.

„Sehr gut“, sagte Betty. „Nicht Sidney ist ein helles Köpfchen.“

„Das hat er von seiner Mutter. Haben Sie schon mal so ein Jucken im Ohr gehabt, das man nur mit der Zunge von innen kratzen kann? Anders kommt man nicht ran.“

Ich war auf jugenhafte Weise in Betty verknallt, mir aber bewusst, dass ich gerade mal elf war, und sie mich – helles Köpfchen hin, Geld her – um nichts in der Welt küssen würde. Tatsächlich war ich auch irgendwie in Ted verknallt und wollte in Wahrheit, dass die beiden sich küssen. Also versuchte ich, sie zu fesmerisieren. Beide gleichzeitig konnte ich nicht in die Unterwerfung starren, also begann ich mit Ted und hob mir Betty eingedenk meines möglicherweise erfolgreichen früheren Versuchs mit dem Sandwich für zuletzt auf. Ich zog die linke Augenbraue hoch, stellte meinen Blick scharf und richtete ihn auf Ted. Er starrte eine Weile lang mit einem Gesichtsausdruck zurück, der sich nur als fragend bezeichnen ließ, und ich dachte schon, ich wäre vorangekommen, als er sagte, „Ni'öcht, ist was mit deinem Auge?“

„Das macht er manchmal“, sagte Betty. „Ich glaube, es sind Blähungen.“

„Es sieht nicht gut aus.“

Ein weniger beharrlicher oder klügerer Mensch hätte in diesem Moment vielleicht aufgehört, aber ich legte nach.

„Sieht aus, als würde der Junge gleich platzen. Ni'öcht, ist alles in Ordnung?“

Ich gab auf. „Ja, alles gut.“

„Komisch, was du da gemacht hast.“

„Hab nur nachgedacht“, sagte ich.

„Gut, na dann, ich will mal jemandem über einen Deutschen Schäferhund reden. Tolle Hunde. Mir gefällt besonders, wie sie laufen, so ganz tief gebückt. Du hast das Kommando, Betty.“ Nach diesen Worten beugte er sich vor und gab Betty einen Kuss auf die Wange, bevor er den Raum verließ.

Betty war überrascht, aber nicht wirklich beleidigt.

Ich war verwirrt wie noch nie. War meine Fesmer-Suggestion doch angekommen und vor allem verarbeitet worden? War ich verantwortlich zu machen für diese unerwartete, unziemliche und ganz und gar unangebrachte Handlung? Ich blieb im Ungewissen, ob mein Vorhaben geglückt oder gescheitert war, ein Zustand, schlimmer als das Scheitern selbst.

„Er hat dich geküsst“, sagte ich zu Betty.

„Ach, das war kein Kuss. Das war nur ein Küsschen.“

„Warum hat er dich wohl geküsst?“

„Es war nur ein Küsschen, Nicht Sidney.“

Ich ließ es darauf beruhen, ohne klüger geworden oder mir über mein Experiment oder dieses Ereignis, dem ich beigezogen und das ich vielleicht, vielleicht auch nicht ausgelöst hatte, im Klaren zu sein. Klar war nur, dass Ted und Betty jetzt beide glaubten, dass mit mir etwas nicht stimmte. Um die Schweizer-Taschenmesser-Metapher für die Fesmer-Methode fortzuführen, so konnte ich nie voraussagen, ob ich die Schere, die Säge, den Korkenzieher oder die Lederahle öffnen oder ob überhaupt etwas aufgehen würde.

Niemand war überraschter als ich, als Ted Betty dazu lud, ihn, Jane und mich auf einen Segeltörn zu begleiten, außer vielleicht Betty, die sich in ein Seidensommerkleid und gleichermaßen unangemessene Sandalen mit Keilabsätzen und in den Bus nach St. Simons Island hineinüberraschte. Jane war glamourös und unnahbar, Eigenschaften, die meiner Meinung nach zusammengehörten. Hinter ihrer überdimensionierten Sonnenbrille hervor begrüßte sie mich höflich und herzlich, wobei sie meinen Namen aussprach wie von Ted gelernt, Ni'öcht. Betty begrüßte sie höflich, aber weniger herzlich, verwirrt über das Auftreten der plumpen Lehrerin in einem Seidenwickelkleid. Eine Nichte von Jane, die Tochter ihres Bruders, war auch mit von der Partie, ein Mädchen namens Wanda Fonda, etwa so alt wie ich und mit Sommersprossen übersät, das sofort, überschwänglich und dauerhaft Gefallen an mir fand.

Die Sonne schien, einige Wolken trieben über den Himmel, und es war fast kühl. Kühl genug, um auf Bettys fleischigen Oberschenkeln, die wegen des an ihrem Kleid zerrenden Windes und allem Bemühen, den Stoff zusammenzuhalten, zum Trotz fast immer entblößt waren, Gänsehaut hervorzurufen. Betty wirkte auf der Channel Seventeen völlig fehl am Platze und fühlte sich sicher auch so, vor allem, als Jane ihre Leinenhose und weiße Leinenbluse abgestreift und einen gelben Bikini und eine wespenhaft anmutende Taille enthüllt hatte. Sie hatte weder eine Gänse-, noch Enten- oder Spatzenhaut, als sie oben auf Deck lag und die Sonnenstrahlen sich auf ihr zu bündeln schienen.

Während Ted das Boot aufs offene Meer hinaus steuerte, heftete sich Wanda Fonda an meine Seite. „Was für ein Name ist Ni'öcht?“

„Mein Name ist Nicht Sidney.“

„Okay, Nicht Sidney“, sagte sie netterweise. „Was für ein Name ist denn Nicht Sydney?“

„Einer, den sich meine verrückte Mutter ausgedacht hat.“

„Ich finde den Namen schön. Viel schöner als meinen. Ich finde es furchtbar, dass meiner sich reimt.“

„So schlimm ist er nicht. Wenigstens wirst du deswegen nicht ständig verprügelt.“

Wanda Fonda packte mich erstaunlich fest am Arm und seufzte. „Man verprügelt dich?“

Ted rettete mich, indem er mich zu sich an die Ruderpinne rief. Ich ging zu ihm, Wanda Fonda folgte mir auf den Fersen.

„Ni'öcht“, sagte er, „unser Boot hier heute ist eine Slup. Eine Slup hat einen Mast und zwei Segel – Großsegel und Vorsegel. Diese Slup wurde von ein paar Franzmännern namens Beneteau gebaut, in ihrer Fabrik in South Carolina. Da gibt's phantastische Pfrirsiche. Ich lutsche für mein Leben gern an den Kernen rum, weiß aber dann nie, wohin damit. Das Wichtigste beim Segeln ist der Wind. Ohne Wind kein Segeln. Heute lernst du was über den Wind. Beim nächsten Mal über Knoten. Jawoll, heute lehnst du dich zurück und siehst zu, und ich lehre dich alles über den Wind und das Kreuzen und den Am-Wind-Kurs und Halbwindsegeln und den Raumschotkurs und Vor-dem-Wind-Segeln, über das Anluven und Im-Wind-Stehenbleiben, über das Wenden und das Fock und über Segel. Hast du mal gesehen, was die Sonne mit der Zeit mit einem Kabrioverdeck macht? Ich hatte im College mal einen kleinen MG, und die Sonne hat einen Flokati aus dem Verdeck gemacht.“

„Ni'öcht, ich gehe unter Deck und hole Limonade“, meldete sich Wanda Fonda zu Wort. „Soll ich dir welche mitbringen?“

„Mir kannst du ein großes Glas mitbringen, Wanda Fonda“, sagte Ted. Man nannte das Mädchen immer bei beiden Na-

men. „Und für Betty auch. Limonade, Betty? Oder vielleicht lieber Eistee?“

„Limonade klingt gut“, sagte Betty. Sie saß unweit der Pinne.

„Für dich auch Limonade, Jane?“, rief Ted nach vorne.

Jane winkte auf eine Art, die ja oder nein oder meine Nägel sind perfekt hätte bedeuten können.

„Und du, Ni'öcht?“, fragte Wanda Fonda mich erneut.

„Nein, danke“, sagte ich.

Damit entschwand Wanda Fonda durch die Decksluke.

Wir glitten unter der ausladenden Hängebrücke hindurch, und Ted wandte sich an mich und sagte, „Das ist die Nicht-Sidney-Lanier-Brücke.“ Er gluckste. „Ein Scherz. Ich glaube, Sidney Lanier war ein Dichter oder so was.“

Ich betrachtete die Brücke, folgte mit dem Augen ihrem Lauf nach Westen und Osten, konnte aber nicht sehen, ob eines der beiden Enden jemals auf Land traf.

Als wir unter der Brücke hindurch waren, stellte Ted den Motor ab und hisste das Großsegel. Es war aufregend, von der Kraft des Windes angetrieben zu werden, auch wenn wir nicht sehr schnell waren. Das Schaukeln der Slup hatte eine hypnotisierende Wirkung, zumindest auf mich. Bei Betty löste es Übelkeit aus. Sie stemmte sich dem Rhythmus des Bootes entgegen und nahm eine grünliche Farbe an.

Wanda Fonda kam mit einem Tablett mit Limonadegläsern zurück. Der Anblick der perlenden Gläser ließ mich sofort wünschen, ich hätte doch ja gesagt.

„Sie sehen aus, als würden Sie gleich kotzen, Betty“, sagte Ted. „Tun Sie mir einen Gefallen und lehnen Sie sich über Bord, wenn es so weit ist.“

Betty sah das Glas Limonade an, das Wanda Fonda mit den Sommersprossen ihr entgegenhielt, drehte sich um und übergab

ihre letzte Mahlzeit dem Atlantik.

„Gut gemacht“, sagte Ted.

„Onkel Ted?“

„Ja, Wanda Fonda?“

„Ich bin froh, dass du Ni'öcht mitgebracht hast.“

Ted lächelte mich herzlich an. „Natürlich habe ich ihn mitgebracht. Im Herzen ist er Segler. Ein Liebender des Meeres. Ein Bewunderer der Winde. Ein freier Geist. Ein mächtiger Wikinger! Oder vielleicht ein Mohr.“

Meinen elfjährigen Ohren gefiel das.

„Geh da hoch und hiss das Vorsegel, Wanda Fonda.“

Ich sah ihr zu. Das Mädchen zog an einem Seil, das Segel glitt an der Vorderseite des Masts nach oben, und ich fand es wunderschön. Die Sonne erhellte Wandas Fondas Gesicht, und ich fand auch sie wunderschön.

So segelten wir weiter, einmal machten wir eine Wende um fünfundvierzig Grad. Betty setzte eine tapfere Miene auf. Ted versucht, sich über das Brausen des Windes hinweg mit ihr zu unterhalten, und sie gab höflich vor, zuzuhören, aber es ging ihr nicht gut. Wanda Fonda hatte wieder ihre Position an meiner Seite eingenommen und es sogar geschafft, ihren Arm so dicht an meinen zu schieben, dass wir uns ganz leicht berührten.

„Wir segeln vor dem Wind!“, rief Ted. „Bereit zum Wenden, Wanda Fonda?“

Wanda Fondas geschmeidiger Körper bewegte sich nach vorne, sie griff nach einer Kurbelwelle und einer Leine, ich weiß nicht, welcher, und wartete aufmerksam auf weitere Worte von Ted.

Die hießen, „Hart-nach-Lee!“, falls hart nach Lee drei Worte sind und nicht eins. Ted ließ das Seil hinter sich los und schubste mich ins Cockpit hinunter, als der Baum rasant über

mich hinwegschwang. Das Segel luvte mit einem Geräusch an, in das ich mich sofort verliebte, und fing den Wind ein, als der Baum weit über die Steuerbordseite des Boots hinausschwang.

Wanda Fonda ließ das Vorsegel los, kurbelte wie eine Wilde, und der blau-weiße Spinnaker erhob sich in die Lüfte und blähte sich auf.

„Diese Wanda Fonda ist eine saugute Seglerin“, sagte Ted.

Jetzt, mit der vollen Kraft des Windes, nahmen wir richtig Fahrt auf. Die Gischt, die Sonne, die Brise, Janes Oberschenkel, alles war berauschend. Ich schloss die Augen und genoss die Bewegung, die Gerüche, den ganzen nassen Luxus. Ich hatte den Himmel noch nie so blau gesehen, und das Meer schien Teil davon zu sein.

Betty lag jetzt auf dem langen Kissen und hatte ihr Gesicht dem Himmel zugewandt, es war so grün, wie ich es noch bei keinem Menschen gesehen hatte, und wurde immer blasser. Jane, unbeeindruckt von unserem Wendemanöver, lag regungslos und prachtvoll in der Sonne, ihre Haut schien vor meinen Augen braun zu werden. Sie wurde dunkler, Betty heller.

Bettys Blick maß das Schiff von Bug bis Heck und blieb dann bei Ted hängen, als sie fragte, „Was hat dieses Boot gekostet?“

„Eine Menge“, sagte Ted.

„Stört es Sie nicht, so viel zu haben?“, fragte sie.

Ted dachte kurz nach, vielleicht über die Frage, vielleicht übers Mittagessen, und sagte dann, „Noch nicht.“

„Nun, mich schon“, sagte Betty.

„Dann gebe ich Ihnen nichts ab.“ Ted lachte. „Wussten Sie, dass Pferde nicht kotzen können? Kühe machen es die ganze Zeit, vor und zurück von Magen zu Magen, aber Pferde können nicht. Komisch.“

„Hast du eine Freundin?“, fragte mich Wanda Fonda.

„Nein, und ich will auch keine“, sagte ich.

„Ich gehe auf eine Privatschule. Nur für Mädchen.“

„Mädchen verprügeln mich auch.“ Ich wandte mich um und hörte Ted Betty erklären, wie man die perfekten Pickles einlegt. „Wo ist das Badezimmer?“, fragte ich.

„Die Bordtoilette“, sagte er.

„Wie?“

„Die Bordtoilette.“

„Wo ist die Bordtoilette?“

„Unter Deck“, sagte Ted. Er wandte sich an Betty. „A propos, Ni'öchts Mutter hatte gewaltig was im Oberstübchen. Tolle Frau. Ich wünschte, ich hätte sie angestellt, aber es kam mir nie in den Sinn. Vielleicht weil ich ein überprivilegierter Weißer bin.“

„Komm mit“, sagte Wanda Fonda und nahm meine Hand.
„Ich zeig's dir.“

Ich pinkelte in die Toilette, vornehmlich in die Toilette, denn das Schaukeln des Bootes machte das Unterfangen zu einer Herausforderung. Als ich wieder herauskam, hatte Wanda Fonda ihre Hose bis zu den Knöcheln heruntergelassen und stand in einem pinken, hüfthöhen Schlüpfers da.

„Möchtest du meine Tätowierung sehen? Wir haben alle eine.“

Ich hatte noch nie eine Tätowierung gesehen und war ehrlich gesagt neugierig, sagte aber, „Du solltest die Hose wieder hochziehen.“

„Hast du Angst?“

„Ich glaube schon“, sagte ich.

„Vor mir?“, fragte sie.

Ich nickte. „Was für eine Tätowierung ist es?“

Sie zog vorne das Gummiband ihres Schlüpfers herunter und enthüllte einen roten Kreis mit einem Stiel, offensichtlich

eine Frucht, also sagte ich, „Ein Apfel?“

„Nein, Dummkopf, eine Kirsche.“

„Versteh ich nicht.“

„Das hat was mit Sex zu tun.“

Komischerweise mochte ich sie auf einmal dafür, dass sie mich Dummkopf genannt hatte. Und zwar so sehr, dass ich beschloss, mein Zyklopenauge fesmerisierend auf sie zu richten. Ich warf mich ins Starren. Anstatt mich zu beschimpfen oder mir eins über den Schädel zu ziehen, nahm sie den von mir so ersehnten entspannten, rindsäugigen Gesichtsausdruck an. Ich sah mich in der Kabine um und überlegte, was ich mit ihr machen sollte, aber mir fiel nichts ein. Ich ließ sie die Hose hochziehen. Dann kam mir in den Sinn, dass ich elf war, und auch wenn sexuelle Aktivitäten oder Abenteuer mit Wanda Fonda völlig außer Frage standen, so wollte ich doch zu gerne einmal echte Titten sehen. Ich gab Wanda Fonda also die Anweisung, hoch auf Deck zu gehen, sich zu Jane zu begeben und Janes Bikinioberteil über Bord zu werfen. Ich wusste, dass es bereits gelöst war, da Jane mit dem Gesicht nach unten auf dem Handtuch lag und die Bänder aufreizend neben ihr. Ich fügte hinzu, dass Wanda Fonda sich nach der Fesmerisierung an nichts würde erinnern können und sich den Rest des Törns nur noch um Betty kümmern würde.

Ich folgte ihr auf Deck. Wanda Fonda ging direkt auf Jane zu und nahm ihr die Sonne.

Jane hob den Kopf und sah Wanda Fonda an. „Was ist denn, Wanda Fonda?“

Das Mädchen sagte nichts, aber als Jane sich aufrichtete und ihre Brille hochschob, um das Gesicht über sich besser erkennen zu können, schnappte sich Wanda Fonda das Bikinioberteil vom Handtuch und warf es in die Luft. Viele Sekunden lang trieb der Wind mit dem Stückchen Stoff sein Spiel, bevor

er es vom Boot wegtrug und hoch durch die Lüfte wirbelte. Jane setzte sich auf und sah dem Treiben zu.

Ich sah ihre Brüste und fand das irgendwie aufregend, dachte aber auch, dass ihr Brust ähnlich wie meine aussah, nur geschwollener.

„Warum hast du das getan, Wanda Fonda?“, fragte Jane.

„Was getan?“

Jane regte sich kein bisschen auf, legte sich einfach wieder hin und sagte, „Ach, egal.“

Brüste und Reaktion gleichermaßen waren ziemlich enttäuschend. Der Anblick der Brüste wurde dadurch noch uninteressanter, dass es Jane völlig egal war, dass ich sie zu sehen bekam. Ihr Busen wippte den Rest des Törns vor aller Augen herum. Ihre hinter den dunklen Brillengläsern verborgenen und für mich unsichtbaren Augen übten eine viel stärkere Faszination auf mich aus und schienen sich viel stärker auf meine sich in der Entwicklung befindliche Libido auszuwirken. Ich wollte, musste Jane Fondas Augen sehen. Deshalb beschloss ich, meinen Zyklonenblick in ihre Richtung zu werfen.

„Was ist mit dir, Ni'öcht?“

Wie immer hatte ich panische Angst davor, für verrückt gehalten zu werden, gab aber nicht nach und zog die linke Augenbraue noch einen Millimeter höher.

„Entschuldigung, würde irgendetwas, Ted, dieses Kind fragen, was mit ihm ist?“, sagte Jane.

Mir kam der Gedanke, dass ihre Sonnenbrille die Wirkung meines Blicks verringern könnte. Da nicht zu erkennen war, ob hinter den Gläsern der erwünschte rindsäugige Blick eingetreten war, suggerierte ich ihr, die Brille über Bord zu werfen. Wie sich zeigte, hatten die getönten Gläser meine Kraft wohl noch verstärkt, denn sie riss sich die Brille von der Nase und schmiss sie ohne zu zögern ins Meer. Janes Augen machten

mich traurig, sie waren nicht ohne Kraft, auch nicht ohne Licht, aber freudlos, düster. Ich suggerierte ihr, dass es mir leid tat und dass sie mich nicht mit dieser Aktion in Verbindung bringen sollte, aber ich wusste, es war Zeit für einen Rückzieher. Meine Fähigkeiten, zwei Erfolge in so kurzer Zeit, machten mir Angst. Den Rest des Törns über blieb ich schweigsam. Betty wurde unerbittlich von der kirschtätowierten Wanda Fonda unterhalten, Jane saß mit ungeniert entblößten Augen und Brüsten herum, und Ted quatschte über die Anfänge des Fernsehens drauflos – „Nichts als Statik, aber was für eine bewegende Statik“ –, über die Herstellung von Baseballen – „In Haiti, von Frauen, die sich bei jedem Stich ganz runterbeugen und sich danach wieder ganz aufrichten“ – und ob entzündbar und entzündlich wirklich dasselbe ist – „Schließlich sind ja treffbar und trefflich auch nicht dasselbe.“ Abgesehen von dem windgetriebenen Fortkommen selbst, hatte ich den Törn mehr oder weniger kontrolliert.

*

Ich sah Wanda Fonda nie wieder, und Jane nahm kaum Notiz von mir, wenn ich sie am Pool begrüßte. Ich segelte weiter mit Ted, und die Zeit verging. Lehrerinnen kamen und gingen. Mein Reichtum vermehrte sich, wie mir Teds Buchhalter mitteilte, ein Inder namens Podgy Patel.

„Du hast enorm viel Geld,“ sagte er mit seinem singenden Akzent. „Diese Woche enormer als letzte.“

„Wie viel Geld habe ich denn?“ Wir saßen in meinem Wohnzimmer.

„Wie alt bist du?“

„Dreizehn.“

„Sagen wir enorm viel. Die Summe könnte dir Angst einjagen.“

„Sagen Sie schon.“

„Ich kann nicht.“ Er lächelte das Lächeln, das er immer lächelte, ein Lächeln, das er wahrscheinlich auch dann lächelte, wenn er gekitzelt, gelobt oder gefeuert wurde. „Ich kann nur sagen, dein Reichtum ist ...“

„Enorm“, sagten wir zusammen.

„Sehr gut“, sagte er.

„Was ist, wenn ich Geld haben will?“, fragte ich.

„Frag einfach.“

„Was, wenn ich fünfzigtausend Dollar will?“

„Frag einfach.“

„Was, wenn ich nicht fragen will?“

„Schreib es auf.“

„Kann ich nicht einfach zur Bank gehen?“

„Du bist dreizehn. Man gibt dir nicht einfach fünfzigtausend Dollar.“

„Aber Sie schon“, sagte ich.

„Natürlich, es ist dein Geld.“

„Und ich kann damit machen, was ich will? Ich kann es von einem Hochhaus herunterwerfen, wenn ich will?“

„Das klingt töricht, aber ja.“

„Gut, ich will fünfzigtausend Dollar“, sagte ich.

„Wirklich? Oder sagst du das nur so?“

„Nein, ich will sie.“

„Ich bringe sie heute Nachmittag vorbei.“

Aus irgendeinem Grund fühlte ich mich armselig, obwohl dieser lächelnde Podgy Patel mir doch sagte, dass ich irrsinnig reich wäre. „Schon gut“, sagte ich. „Ich will das Geld doch nicht.“

„Das wusste ich.“

*

Wie die meisten Menschen bin ich schlauer als einige, dümmer als manch andere, dünner als die meisten und dicker als einige wenige, aber niemand war je verwirrter als ich. Die Verwirrtheiten wichen mir nie von der Seite, und in meinem Inneren trieb eine ganze Meute ihr Unwesen. Das einzige, das mich nicht verwirrte, das aber allen anderen zu entgehen schien, war die Tatsache, dass das einzige, was mit Sicherheit überholt sein würde, sich unausweichlich verbrauchte und verschliss, die Wahrheit war. Das wusste ich trotz der Wahrheit, dass ich in meinem Leben wenig mit der Wahrheit zu tun gehabt hatte. Nicht, dass ich mich als Bewohner einer Lügenhöhle gesehen hätte, eher war meine Geschichte verwickelt und verschnitten und bis auf die Haut durchtränkt mit Schein und Widerspruch. Widersprüche hin oder mehr, meine Flugbahn durch das Leben war, wenn auch anders als die der meisten, nichtsdestotrotz eine Flugbahn. Der Wechsel von meiner bizarren Kleinkindzeit in Los Angeles in die merkwürdige spätere Kindheit in Atlanta war abrupt gewesen und dennoch anscheinend nahtlos verlaufen, trotz des plötzlichen Todes meiner Mutter und meines Eintauchens in die Welt eines Medientycoons.

Einige Jahren gingen dahin, wo Jahre hingehen, und mit ihnen meine Kindheit, Claudia, die Köchin und mein Karatelehrer. Betty schloss das College ab und heiratete einen Morehouse-Absolventen aus Ohio, den ich nie kennenlernte. Einige Jahre lang erhielt ich gelegentlich bedeutungslose Postkarten aus Akron, normalerweise war darauf etwas abgebildet, das „Seifenkistenderby“ hieß. Ich wohnte mehr oder weniger allein in meinem Haus, da die russische Köchin kein Englisch sprach und die Putzfrau sich weigerte, überhaupt mit mir zu sprechen. Ted sah ich häufig.

Als ich auf die High School ging, war allgemein be-

kannt, zumindest war es kein Geheimnis, dass ich bei Ted Turner wohnte. Meine Lehrer fanden meinen Name seltsam, aber für meine Mitschüler war ich Sidney oder Nicht Sidney oder etwas anderes als Sidney. Mein wahrer Name wurde ein Rätsel, das viele zu lösen versuchten. Verprügelt wurde ich immer noch häufig, jetzt aber, um an diese wertvolle Information zu gelangen, meinen Namen. Das hatte auch manchmal sein Gutes, da ein paar der frühreiferen Mädchen mir einen Kuss dafür anboten, dass ich ihnen meinen Namen sagte. Auf den Vorschlag ging ich gerne ein. Ich bekam den Kuss und sagte dann, „Mein Name ist Nicht Sidney“. Leider konnten die frühreiferen Mädchen oft brutaler und gewalttätiger als die Jungs sein und boten mir das volle Programm aus kratzen, beißen und treten.

Ständige Erniedrigungen führen zu einer Art Immunität oder Desensibilisierung gegenüber Demütigungen und Niederlagen, und langsam war mir alles mehr oder weniger egal, und je mehr mir alles egal war, desto weniger Interesse schien zu bestehen, mich zu verprügeln. Trotzdem gingen die Prügeleien weiter, vielleicht waren sie für einige zur Gewohnheit oder zu einem Ritual geworden. Traurigerweise ist der Weg zu sinn- und profitloser Immunität oft erst dann zu Ende, wenn bis zu einem gewissen Grad bleibende Schäden eingetreten sind, üblicherweise am Gehirn und/oder Nervensystem, aber glücklicherweise schaffte ich es ohne wahrnehmbare dauerhafte Folgen – physischer, physiologischer oder neurologischer Art. Psychische Schäden sind allerdings viel schwieriger zu bestimmen, obwohl ich glaube, dass mir dank meines Sinns für Ironie sogar diese erspart blieben.

Da meine Mutter immer darauf bestanden hatte, dass ich so viel wie möglich las, langweilte ich mich in der Schule. Ich hielt mich nie für extrem intelligent, aber wie sich herausstellte, war

ich extrem gebildet. In Amerikanischer Geschichte freundete ich mich mit einem gedrungenen, quadratköpfigen, bebrillten weißen Jungen namens Eddi Eliaza an. Er hatte eine übertriebene Leidenschaft für Flugzeuge aus dem Zweiten Weltkrieg und erlitt den ganzen Hohn und nur einen Bruchteil der Prügel, die ich bezog. Ich vermutete, dass seine Kleinwüchsigkeit ihn vor körperlichem Missbrauch bewahrte. Beide waren wir in unsere Geschichtslehrerin Miss Hancock verknallt, eine schmalschultrige blonde Frau mit hellblauen Augen und langen Beinen, die wahrscheinlich weniger schön als vielmehr ehrlich aussah, und wetteiferten um ihre Aufmerksamkeit. Eddie versuchte, sie mit Plastikmodellen von Messerschmitts, Zeros und Corsairs zu gewinnen, während ich eine Besessenheit für das Verbergen von Franklin D. Roosevelts Behinderung vor der amerikanischen Öffentlichkeit entwickelte, wobei mein eigentliches Interesse den Definitionen von Behinderung und Öffentlichkeit galt. Dieses Interesse wurde von Miss Hancock mit den Worten, „Ach, wie spannend“, quittiert, eine Reaktion, die mich damals begeisterte, die ich aber später als Signal für alles möglich zu verstehen lernte. Ihr Verhalten sendete klare Signale, deren Bedeutung mir entging, aber bald wurde deutlich, dass meine wachsende Ähnlichkeit mit Sidney Poitier sie nicht unbeeindruckt ließ, und es entwickelte sich eine unzulässige und, wie ich zugeben muss, willkommene Beziehung. Die Mädchen an meiner Schule waren zu sehr daran gewöhnt, mich zu verspotten, zu ignorieren oder zu verprügeln, um ein Heranreifen oder eine Veränderung in meinem Aussehen oder Verhalten zu bemerken, aber Miss Hancock, welch ironischer Name, bemerkte es, und zwar mit viel Inbrunst, Eifer und einem überraschenden und verwirrenden Maß an Unternehmensegeist.

Die Beziehung hob ab, ähnlich wie Eddies Messerschmidt,

als Miss Hancock mich eines Tages nach der Schule bat, sie nach Hause zu begleiten und ein paar Tüten Erde und Dünger aus dem Kofferraum ihres Wagens in den Gartenschuppen zu tragen. Ich hätte die Zeichen erkennen sollen, denn während sie ihre Bitte äußerte, kreuzte und entkreuzte und kreuzte sie beständig ihre glatten, minirockentblössten Beine und trug dunkelroten Lippenstift auf. Aber ich war naiv, tumb, unerfahren, fünfzehn und vor allem dumm. Also fuhr ich mit ihr in ihrem taubenblauen Mustangcabriolet, Verdeck und getönte Fenster geschlossen, zu ihrem bescheidenen Heim am Rand von Decatur. Ich stieg aus, ging nach hinten und wartete, dass sie den Kofferraum öffnete, was sie auch tat, und alles, was ich sah, waren ein Ersatzrad, ein Wagenheber und ein Glas Vaseline. Vermutlich sah ich sie recht verständnislos an.

Sie reagierte mit der Frage, „Weißt du, was Fellatio ist?“

Nein, sagte ich, aber der Subtext wurde langsam klar. Ich hatte andere Jungs über solche Begegnungen reden hören, ersehnte Begegnungen dieser Art, aber bei mir war alles vergebliche Liebesmüh. Ich war ein sexueller Trottel. Mehr noch, ich war ein Unschuldiger, ein blinder Passagier. Ich hatte ohne Visum, Pass und Ziel ihr Land betreten. Ich war gekommen, um Pflanzenerde aus dem Kofferraum eines blauen Mustang in einen Gartenschuppen zu tragen.

Im Haus, und ich bin nicht sicher, wie sie mich dort hineinbekam, nahm die Lehrerin meinen Penis in den Mund und saugte daran. Meine Augen rollten nach hinten und Erinnerungen an die langen, nicht endenden, himmlischen Tage meiner Jugend stiegen in mir auf. Ich lag im Hinterhof und blickte hoch in den ewig wolkenlosen blauen kalifornischen Himmel, nur dass er braun war. Ich konnte meine Mutter in ihrem Arbeitszimmer am offenen Fenster hören, wie sie ihre Gedanken über Politik und Kultur in einen Rekorder sprach. Ich war al-

lein, wie ich immer allein war. Niemand wollte mit mir, dem Freak, spielen. Aber irgendwie liebte ich diese Momente im Hof; das Schwatzen meiner Mutter eine Art weißes Rauschen aus dem Haus und die Geräusche der anderswo spielenden Jungen ein Trost, weil das hieß, dass sie keine Lust hatten, mich zu quälen. Ich lag da und bestimmte Vögel, mein zuverlässiges Vogelbuch neben mir. Gerade genoss ich die Erinnerung an eine Rötelgrundammer, als mich ein stechender Schmerz in die Wirklichkeit zurückholte.

*

Ich hatte eine ungefähre Vorstellung davon, was Fellatio war, wusste aber nicht, welche Rolle Zähne dabei spielten. Zuhause im Garten dachte ich darüber nach. Ted leistete mir Gesellschaft.

„Als Junge wollte ich immer ein ganzes Glas voller Glühwürmchen sammeln, hab’s aber nie getan“, sagte Ted.

„Bist du schon mal verführt worden“, fragte ich.

„Ein, zwei Mal“, kicherte er. „Als ich jünger war. Wie ist es mit dir? Und warum sitzt du so?“

„Weißt du, was Fellatio ist?“

„Aber sicher, Ni’öcht, natürlich weiß ich das. Das ist, wenn eine Person den Penis einer anderen in ihren oder seinen Mund nimmt und entweder daran saugt oder ihn mit der Zunge reibt, was eine Ejakulation auslösen kann. Man sagt dazu auch Französisch, Blowjob oder jemandem einen blasen, wobei blasen eigentlich das Gegenteil der tatsächlich ausgeführten Tätigkeit ist. Warum fragst du?“

„Jemand hat das mit mir gemacht“, sagte ich.

„Wer?“

„Meine Geschichtslehrerin.“

„Ist sie attraktiv?“

„Schon.“

„Nun ja, das klingt eigentlich gar nicht so schlecht, scheint aber unpassend zu sein.“ Ted schob sich ein Kaugummi in den Mund. „Kaugummi? Es ist Juicy Fruit.“ Ich schüttelte den Kopf, er sah zu meinem Haus hinüber. „Fühlst du dich einsam da so ganz allein?“

„Nicht wirklich.“

„Das sind italienische Schuhe. Ich frage mich oft, warum diese Italiener so gute Schuhe machen. Die laufen auch nicht mehr als andere Leute. Als Junge habe ich von einem Mann gelesen, der bei einem Unfall einen Arm verloren hatte. Das hat mich so erschreckt, dass ich mir selber beigebracht habe, Schuhe nur mit einer Hand zuzubinden.“

„Aber, Ted, wie willst du aussuchen können, welchen Arm du bei einem Unfall verlierst?“, fragte ich.

Ted stutzte und kaute vor sich hin. „Das ist eine sehr gute Frage, Ni'ocht. Daran hatte ich nicht gedacht. Es wäre wohl besser meine linke. Also, wirst du die Lehrerin anschwärzen?“

„Was?“

„Melden, dass deine Lehrerin dir, einem Minderjährigen, unangemessene Avancen gemacht hat. Hat es dir gefallen?“, fragte er.

„Halbwegs“, sagte ich. „Bis auf die Zähne hat es sich ganz gut angefühlt.“

„Es ist deine Entscheidung, aber ich wäre dafür, es zu melden. Sie trägt zum delinquenten Verhalten eines Minderjährigen bei. Und gibt anscheinend mangelhafte Blowjob.“

„Ich glaube nicht, dass ich sie verpetze“, sagte ich. „Sie wirkt irgendwie traurig.“

„Alle machen immer den Altweiberknoten madig, aber ich finde, er ist genau so gut wie ein Kreuzknoten. Links über

rechts und rechts über links. Was macht das schon? Oder was meinst du?“

„Wovon redest du?“

„Weißt du, diese Betty vermisse ich.“ Ted betrachtete die Pfingstrosen, neben denen wir saßen. „Sie war eine intelligente junge Frau.“

„Sie lebt mit irgendeinem Kirchentypen mit Dreadlocks in Ohio. Sie schickt mir Postkarten.“

„Ein Kirchentyp? Gott bewahre uns. Wirst du die Geschichtslehrerin noch einmal besuchen?“, fragte Ted.

„Ich weiß nicht, vermutlich nicht.“

„Ich würde davon abraten“, sagte er.

„Ist das ein väterlicher Ratschlag?“ Ich meinte das nicht gehässig, hielt es aber für denkbar, dass er es so auffassen könnte. Doch das war nicht der Fall.

„Nein, nur ein Rat von einem Penisträger zum anderen“, sagte er. „Bei so was gibt es keine Gebrauchsanweisung. Soweit ich weiß, gibt es bei den meisten wichtigen Dinge keine Gebrauchsanweisung.“

„Also deshalb haben wir einen Fernseher“, sagte ich.

Ted sah mich einen Moment lang ausdruckslos an, dann sagte er, „Vermutlich ja, Ni'öcht. Das stimmt wohl. Jeder sollte einen Grabstein haben. Weißt du, was auf meinem Grabstein stehen soll, wenn ich sterbe? Das soll stehen, Ich habe nichts mehr zu sagen.“

Ich nickte. „Was steht auf dem Grabstein meiner Mutter?“

„Ich weiß es nicht, Junge. Ich habe ihr Grab nie gesehen. Ich habe von ihrem Tod erfahren, weil sie mich zu ihrem Testamentsvollstrecker bestimmt hatte. Wahrscheinlich stehen auf ihrem Grabstein ihr Geburtsdatum und der Todestag und vielleicht so was wie Liebende Mutter. So ist das wohl normalerweise.“

Ich sagte Ted nichts davon, aber ich wollte das Grab meiner Mutter sehen. Ich wollte mir auch etwas Passendes für ihren Grabstein ausdenken.

„Ich erinnere mich an die Kekse deiner Mutter. Verdammt, waren die gut.“

Ich dachte an die Kekse und konnte mich nicht an den angeblich so guten Geschmack erinnern, aber sie waren bemerkenswert einheitlich in Größe und Farbe gewesen.

„Diese Lehrerin, hat sie volle Lippen? Trägt sie Makeup? Wie kurz sind ihre Röcke? Ich versuche mir nur das richtige Bild zu machen.“

*

Eine Cocktail aus Hormonen und Mangel an Rückgrat führte mich erneut zu dem Split-level-Farmhaus von Miss Hancock. Bei meinem letzten Besuch war ich nicht dazu gekommen, der Inneneinrichtung Beachtung zu schenken, aber ein schneller Blick in die Runde ließ mich erkennen, wie verwirrt ich beim vorherigen Mal gewesen sein musste und dass Miss Hancock anders war als andere. Das Wohnzimmer war an drei Seiten mit Mosaikspiegeln versehen, die gebrochene Reflektionen von allem und nichts erzeugten, und überall – auf dem Kaminsims, dem Couchtisch, dem Fernseher – standen kleine Glocken herum, so groß wie ein Likörglas oder kleiner, aus allen fünfzig Staaten, aus Freizeitparks, aus Bestattungsinstituten, aus Hotels und Motels und Hostels, von Messen und Ausstellungen. Während sie Eistee aus der Küche holte, sah ich mich in den beiden Vorderzimmern um.

„Wozu all die Glocken?“, fragte ich.

Sie reichte mir das in der Hitze bereits perlende Glas.

„Ich mag Glocken“, sagte sie. „Du kannst mit einer spielen. Mit allen, wenn du willst. Spiel mit meinen Glocken!“ Darüber lachte sie.

Ich nippte den übersüßten Tee und suchte nach irgendeinem Gesprächsthema. „Welche mögen Sie am liebsten?“

„Das ist leicht.“ Sie durchquerte das Zimmer. Ich betrachtete ihre Beine unter dem kurzen Faltenrock, zu dem sie Kniestrümpfe trug. Sie nahm eine kleine Porzellanglocke vom Fernseher. „Diese Glocke stammt aus einem Motel in Sparta, Mississippi, dem Tibbs Inn. Im Restaurant gab es einen Grillteller, Tibbs Ribs.“

„Was war daran so besonders?“, fragte ich.

„Eigentlich nichts, aber die Glocke ist blau. Das ist Immergrün. Die einzige mit Immergrün, die ich habe. Zieh die Hose aus.“

„Ich weiß nicht recht, Miss Hancock.“ Ich machte einen Schritt nach hinten. Wenn ich vor meinen Satz noch ein „Na ja“ gesetzt hätte, hätte ich das Klischee, als das ich mich fühlte, völlig erfüllt – Beaver Cleaver bekommt einen Blowjob.

„Nenn mich Beatrice, wenn wir allein sind.“

Ihr Name kam als Überraschung und brachte mich fast zum Lachen, aber ich unterdrückte den tief verborgenen Kitzel.

„Ich weiß wirklich nicht“, sagte ich.

„Aber natürlich weißt du, Nicht Sidney. Hat es sich beim letzten Mal nicht gut angefühlt? Ganz sicher hat es dir gefallen.“

„Geht so.“

„Okay, zieh die Hose aus und wir versuchen's noch mal. So lange, bis wir es hinbekommen. Wie klingt das?“

Ich lief rückwärts in einen Teewagen mit großen Rädern und brachte eine ganzes Orchester an kleinen Glocken zum Klingen.

„Sieh nur, du hast die Glocken geläutet. Die kleinen Glocken rufen. Und jetzt hör auf, vor mir wegzulaufen.“

„Ich gehe besser nach Hause“, sagte ich.

„Wenn du jetzt gehst, lasse ich dich durchfallen und dann wirst du nie mit der High School fertig und kommst nie aufs College und endest auf der Straße, wirst drogenabhängig und stirbst ganz allein, ohne Hilfe und Hoffnung.“

„Weil ich einen Blowjob ablehne?“

„Das kannst du mir glauben.“

„Das können Sie nicht tun“, sagte ich, weniger besorgt wegen des von ihr entworfenen Szenarios als prinzipiell entrüstet.

„Ich kann und werde.“

„Ich melde Sie“, sagte ich.

„Nur zu, melde mich. Wen wird man glauben? Mir, der Pädagogin des Jahres, oder dir, einem Jungen ohne richtigen Namen, der sauer ist, weil er seine Phantasien mit der scharfen Lehrerin nicht ausleben konnte?“

„Es muss ‚wem‘ heißen.“

„Was?“

„Es muss ‚wem wird man glauben‘ heißen.“

„Halt die Klappe und zieh die Hose aus. Sei ein guter Junge, und ich vergesse das alles.“

Als ich meinen Gürtel öffnete, verstand ich, dass das, was hier gerade geschah, rein gar nichts mit Sex zu tun hatte, sondern einzig und allein mit Macht, und sah, wie sie wie ein Raubtier, das sie ja auch war, auf mich zukam. Sie griff nach meinem Hosenbund und zog mir die Hose bis auf die Knie herunter. Mein Penis hing unbeeindruckend und unbeeindruckt da. Beatrice ging auf die Knie und nahm mich in den Mund. Die Hormone machten, was sie wollten, und ich schwoll an, zumindest mein Penis, aber bevor ich ganz hart werden konnte, setzte sie die Zähne ein und mein Glied trat den Rückzug

an. So ging das eine Weile hin und her, vor und zurück, Lust und Schmerz, Erregung und Entzug, Erektion und Ernüchterung. Sie saugte wie ein verrückt gewordener Staubsauger, und ich sah auf sie herab, hasste sie für ihre Drohung, mich durchfallen zu lassen, während es mir eigentlich egal war, ob sie mich durchfallen lassen würde, und fürchtete sie wegen ihrer ungeschickten Zähne und meiner kompromittierten Stellung.

Da ich doch nur zusehen konnte, setzte ich meinen Fesmer-Blick auf. Das schien sie heiß zu machen, sie las Intensität in meinen Augen und saugte noch stärker. Ihr Anblick dabei war ziemlich komisch. Leider ging mit ihrer gesteigerten Erregung ein verstärkter Zahneinsatz einher, aber ich konzentrierte mich und blieb dran und versuchte ihr zu suggerieren, das Beißen sein zu lassen. Das Nagen und Kauen ließ nach, ich hatte sie wohl untergekiegelt, sozusagen, und ging jetzt dazu über, sie von der Idee abzubringen, mich in Geschichte durchfallen zu lassen.

Ohne die Beißerei wurde die Fellatio zu einem Vergnügen der animalischen Art, wie wohl jede Art der Genitalmanipulation für einen Teenager ein Vergnügen ist, und das, obwohl sie Beatrice hieß, trotz der versammelten Glocken, und obwohl ich ein Opfer war.

*

Die Beißerei hörte auf, aber ich war trotzdem gekniffen. Beatrice Hancock ließ mich durchfallen, und ich saß wie vom Donner gerührt da und fühlte mich in etwa genau wie jemand, der tatsächlich in Geschichte durchfallen würde. Das Gefühl gefiel mir nicht, wenn es mich auch kurzzeitig faszinierte. Als ich von meinen Zeugnis aufsaß, warf Miss Hancock mir einen Blick zu, als ahnte sie von meinem Manipulationsversuch.

Ich fragte mich, ob sexuelle Erregung oder Ablenkung meine fesmerische Stoßkraft vermindert hatten. Da sich bereits mein Penis in ihrem Kopf befunden hatte, hatte vielleicht nichts anderes von mir mehr hineingepasst, nicht einmal meine unausgesprochenen und schlecht formulierten mentalen Suggestionen. Die schlechte Note war sicherlich ein Fehdehandschuh, vielleicht sogar eine Beleidigung, aber sie machte mir nichts aus. Allerdings war aus der Sache jetzt eine Frage von Prinzipien, von Fairness, von anständigem Verhalten geworden, und so marschierte ich den Korridor entlang auf das Büro des Schuldirektors zu.

Der Direktor war ein gedrungener, glockenförmiger Mann namens Clapper. Jahrelanger Umgang mit beleidigenden Kommentaren über seinen Namen hatten Mr. Clapper hart und zäh werden lassen. Er oder eine Aufsichtsperson oder beide waren ständig damit beschäftigt, Clapper-inspirierte Graffiti von den Wänden der Klappen zu entfernen.

Er stand nicht auf, als ich ins Zimmer trat, sah mich nur mit seinem guten Auge an. „Warum bist du hier, Nicht Sidney Poitier?“ Er nannte jeden bei seinem ganzen Namen, um mit seinem guten Gedächtnis anzugeben.

„Ich habe eine Beschwerde“, sagte ich.

„Du siehst mit jedem Tag mehr wie dieser Sidney Poitier aus.“ Er legte den Kopf schief, als wollte er besser sehen. „Ja, genau wie er. Groß und dunkel wie er. Und diese dicken roten Lippen.“

„Mr. Clapper.“

„Was für eine Beschwerde?“

Ich sah zur offenen Tür.

„Machen Sie sich darum mal keine Sorgen“, sagte er.

„Es geht um Miss Hancock.“

„Setz dich.“ Als ich saß, sagte er, „Also los. Was hat Miss Hancock getan?“

„Sie hat mich durchfallen lassen.“

„Das ist ihr Beruf“, sagte er.

„Meine Arbeit war erstklassig.“

„Das hast nicht du zu entscheiden.“ Er beugte sich vor, verschränkte die Finger und betrachtete mich. Hätte ich es nicht besser gewusst, ich hätte denken können, er wollte mich festschlagen.

„Sie hat mich mit zu sich nach Hause genommen, angeblich, damit ich Säcke mit Gartenerde und Dünger für sie schlepe, und dann hat sie -“ Ich wusste nicht recht, wie ich meine Beschwerde vorbringen sollte, ich konnte ja dem Direktor gegenüber schlecht das Wort Blowjob in den Mund nehmen, und genau so wenig konnte ich sagen, dass Beatrice Hancock mir einen geblasen oder mich fellationiert hatte, und so endete ich, wie ein blinder Dachdecker, bei Vergewaltigung. „Sie hat mich vergewaltigt“, sagte ich und bereute es schon, bevor ich den Satz zu Ende gesprochen hatte.

Ich habe nie jemandem so lachen hören. Mr. Clapper wurde puterrot, seine Zunge rollte sich zusammen und stieß aus dem O seines Mundes hervor, als er hustete, Tränen rannen über sein dickliches Gesicht, während er mit dem Finger auf mich zeigte. Ich glaube, er sagte starkes Stück oder verrückt oder Miststück, was keinen Sinn ergab. Aber es war klar, glasklar, dass er mir nicht glaubte.

Ich stand auf und verließ sein Büro und sah im Vorzimmer in all die gaffenden Kartoffelgesichter der Lehrer, die unser Gespräch offensichtlich mitbekommen hatten. Zwar lachten sie nicht laut, fanden mich aber äußerst amüsant.

Eigentlich wollte ich die Sache einfach vergessen, doch sie ließ mir keine Ruhe. Sie nagte an mir, ähnlich wie Miss Hancock. Natürlich wurde alles noch viel schlimmer, als die Geschichte in der Schule die Runde machte. An ausgestreckte Zeigefinger und Gelächter war ich gewöhnt, ebenso an Beleidigungen und Schläge, aber wenigstens erschienen diese Misshandlungen innerhalb des merkwürdigen High School-Universums, meines High School-Universums, irgendwie logisch. Jetzt aber lag meiner Verhöhnung eine Lüge zugrunde. Sogar Eddie Eliazar hasste mich – denn entweder hatte ich über seine geliebte Beatrice Hancock Lügen erzählt, oder aber, und das wäre viel schlimmer, ich war mit seiner geliebten Beatrice Hancock zusammengewesen. Auf jeden Fall sah er es als seine Pflicht, mich zu hassen. Jedoch machte ich bald eine neue, eine körperliche Entdeckung. Ich merkte, dass ich nicht klein war. Ich war jetzt etwas über einen Meter achtzig groß und sah immer mehr wie Sidney Poitier aus, ich wurde zum Mann. Einer meiner treuen Peiniger kam in der Cafeteria auf mich zu.

„Isst du den Cupcake?“, fragte er.

Ich saß alleine auf meinem Stammpplatz, welcher immer dort war, wo ein einsamer freier Platz war. „Warum, willst du ihn?“

„Ja, ich will ihn.“

Ich betrachtete den gelb-weiß-verzierten Cupcake. Zwar hatte ich nie die Absicht gehabt, mir die Buttercreme-Zuckerguss-Sägemehl-Bombe in den Mund zu stecken, trotzdem sagte ich, „Ich glaube, ich behalte ihn selber“. Ich sah meinen Peiniger von unten an und stellte überrascht fest, dass mir eine Fesmerisierung gar nicht in den Sinn gekommen war. Und dann stand ich auf. Wie sich zeigte, war ich gute zehn, zwölf

Zentimeter größer als mein Gegenüber.

Seine Augen signalisierten Rückzug, aber seine Freunde und der Rest der Cafeteria saßen ihm im Nacken.

„Ja, ich esse ihn selber.“ Damit biss ich von dem ekligen Ding ab.

„Ich mach dich fertig“, sagte er.

„Okay“, sagte ich. „Mach mich fertig.“

Jetzt wurden auch seine Freunde nervös. Er drehte sich zu seinen Hilfspeinigern um und sagte, „Gehen wir“. Und weg waren sie.

Dieser für mich eigentlich triumphale Moment, in dem ich für mich selber einstand und die Situation völlig gewaltlos löste, wurde zu einer bitteren Pille, denn von da an hatten meine Mitschüler Angst vor mir. Wegen meines Ausbrechens aus der Opferrolle fürchtete man mich oder ließ mich zumindest spüren, das mein Regelbruch ein Fehler gewesen war.

Ich hasste alles und jeden. Regeln und Vertrauen waren einzig und allein durch diese Schlampe von Geschichtslehrerin gebrochen worden, dieses oral fixierte Raubtier mit halbga ren Grammatikkenntnissen.

*

Zu Hause aß ich alleine und im Dunkeln. Streunte über das Anwesen. Am Samstagmorgen tigerte ich gerade am Pool hin und her, als Ted in Badehose erschien, um schwimmen zu gehen.

„Hey, Ni'öcht“, sagte er, dann sprang er ins tiefe Wasser. Tauchte wieder auf und sah hoch gen Himmel. „Ich bin noch nie vom Blitz getroffen worden. Du?“

Bei jedem anderen hätte ich eine Metapher vermutet. Doch Ted meinte einen Blitz. „Nein“, sagte ich.

„Das tut bestimmt verteufelt weh.“

„Nun, meine Lehrerin hat mich durchfallen lassen“, sagte ich.

„Wow.“

„Ich bin wieder mit zu ihr nach Hause, keine Ahnung, warum, und sie hat es wieder getan, obwohl ich sie gebeten habe, es zu lassen, und sie hat gesagt, dann würde sie mich durchfallen lassen, also hab ich sie gelassen, und sie hat mich trotzdem durchfallen lassen.“

„Wow.“

„Ich bin zum Direktor gegangen, aber der hat nur gelacht.“ Ich hockte mich auf die Kante eines Poolsessels. „Es ist mir egal, aber es lässt mir keine Ruhe. Verstehst du?“

„Völlig.“ Er tauchte unter und wieder auf.

„Was soll ich tun?“

Das kann ich dir nicht sagen, Ni'öcht. Du könntest auf der Hierarchieleiter eine Stufe höher gehen, aber ich kann dir nicht sagen, ob du das tun solltest. Du musst für dich entscheiden, was du aus der Sache machen willst, was dir wichtig ist. Ob man merkt, wenn der Blitz eingeschlagen hat? Jemand hat mal erzählt, als er getroffen wurde, hat es sich angefühlt, als hätte er Glas in den Schuhen. Sein Reißverschluss ist zusammengeschmolzen. An deiner Stelle würde ich mich vielleicht an die Schulaufsicht wenden.“ Dann tauchte er wieder unter und schwamm zum anderen Beckenrand.

*

Am folgenden Montag schwänzte ich und machte mich stattdessen auf den Weg zum Büro der Schulaufsichtsbehörde. Das Gebäude, in dem es sich befand, war ganz aus Glas und Stahl und sah aus, als wäre es wahrscheinlich schon bei seiner

Fertigstellung veraltet und überholt gewesen. Jeden dort schien das Auftauchen eines echten Schülers geradezu zu schockieren, und ich wurde angestarrt wie eine Art interessante Spezie. Vermutlich wurde ich nur deshalb zum Behördenleiter vorgelesen, weil alle völlig verdattert über mein Erscheinen waren.

Ich betrat das plüschige, geschmacklos eingerichtete Büro und entdeckte, dass Dr. Gunther eine grauhaarige Frau mit rechteckiger Brille war. Ihr Anblick überzeugte mich, dass sie, selbst wenn sie schon einmal einen Penis gesehen, ihn doch mit größter Sicherheit nicht in den Mund genommen hatte. Ich dachte mir, dass ich bei ihr besser aufgehoben wäre als bei Mr. Clapper. Sie bot mir einen Stuhl an und fragte, ob ich ein Glas Wasser wollte. Ich setzte mich auf einen niedrigen, harten Stuhl und lehnte das Wasser ab.

„Was kann ich für dich tun, junger Mann?“ Sie schob einen Schreibblock vor sich zurecht. „Erst einmal, wie heißt du?“

„Mein Name ist Nicht Sidney Poitier.“

„Das kann ich mir denken.“ Sie betrachtete mich eingehend. „Du siehst ihm ein wenig ähnlich. Nun, wie lautet dein Name dann?“

„Nicht Sidney Poitier. Mein Name ist Nicht Sidney Potier.“

Plötzlich wirkte sie ein wenig nervös, fast ängstlich, und warf verstohlene Blicke in Richtung Tür und Telefon. „Und weswegen bist du hier?“

„Ich möchte Missbrauch durch eine Lehrerin melden“, sagte ich.

„Sexuellen Missbrauch?“

„Ja. Der oralen Art.“ Bei diesen Worte wandte ich den Blick ab und sah eins der beiden Bilder von großäugigen Clowns hinter ihr an.

Sie wirkte ehrlich besorgt. „In welche Schule gehst du?“

„Decatur Normal.“

„Und dein Direktor ist –“

„Mr. Clapper.“

„Ja, natürlich“, sagte sie. „Und die betreffende Lehrerin?“

„Meine Geschichtslehrerin, Beatrice Hancock.“ Es gefiel mir, ihren Namen zu nennen, also tat ich es gleich noch mal. „Beatrice Hancock.“

„Und was hat sie getan?“

Ich beschloss, nicht um den heißen Brei herumzureden, sondern gleich zum schockierenden Kern zu kommen. „Sie hat mich in ihr kitschiges Haus mitgenommen, ist auf ihre bekniestrumpften Knie gesunken und hat mir etwas verpasst, von dem ich inzwischen weiß, dass man es Blowjob nennt.“

„Das hat sie getan?“

„Und, um ehrlich zu sein, sie war nicht sehr gut darin. Ich glaube nicht, dass es wehtun soll.“

Dr. Gunther räusperte sich. „Nun, wie dem auch sei. Das ist einmal passiert?“, fragte sie.

„Nein, zweimal.“

„Ich dachte, es hätte wehgetan.“

„Hat es auch, beide Male“, sagte ich.

„Warum hast du es dann ein zweites Mal zugelassen?“

„Sie hat mich gezwungen.“

Dr. Gunther sah mich einige Sekunden lang an. „Hast du Mr. Clapper gesagt, was Miss Hancock getan hat?“

„Ja. Er hat gelacht.“

„Es macht dir nichts aus, wenn ich ihn anrufe, ja?“

Ich zuckte mit den Schultern. Aber als sie ihre Sekretärin bat, ihr Clapper an den Apparat zu holen, ging mir auf, dass es gar keine gute Idee gewesen war, hierherzukommen. Diese Frau glaubte mir nicht und würde mir auch nicht glauben. Ich fürchtete, sie könnte gleich den Sicherheitsdienst rufen, und dann würde mich nur noch der zittrige Zeigefinger eines

Produkts genau dieses Schulsystems vom sicheren Tod trennen. Sie warf mir ein ziemlich falsches Lächeln zu, während sie wartete, den Hörer an ihren kleinen grauen Kopf gepresst.

„Mr. Clapper? Ja, Mrs. Dr. Gunther Junior hier von der Schulaufsichtsbehörde. Oh, mir geht es gut. Und Ihnen? Und Ihrer Frau? Und Ihren Kindern? Ich habe hier einen großen, schwarzen, jungen Mann in Büro sitzen. Haben Sie einen Schüler namens Poitier? Wirklich? Das ist also tatsächlich sein Name.“ Ihre Stimme hallte immer leiser und abstrakter in meinen Ohren wider, bis ich nur noch einen klappernden Mund vor mir sah, wie eine kauende Krabbe. Ich wollte aus dem Büro rennen, die langen Glas-und-Stahl-Korridore entlang und hinaus auf die Straße, aber ich blieb sitzen. Dann kam ihre Stimme zurück, jetzt als Lachen, Gekacker, ein gackerndes Hexenlachen, das mich sofort in Angst und Schrecken versetzte, mich irritierte und all meine nicht sehr freundlichen Vorurteile rechtfertigte. Sie legte auf, sah mich an und lachte noch lauter.

Als ich hinaus in die milde Frühlingsluft trat, wurde mir klar, das das Ganze mir wirklich egal war, selbst die Prinzipienfrage. Ich verspürte nicht den Wunsch, Miss Hancock bestraft zu sehen oder ihr die Meinung zu sagen. Natürlich half mir der Gedanke, dass ich stinkreich war. Noten und Diplome waren für mich leider, leider völlig ohne Bedeutung. Und was die blonde Miss Hancock anging, so hatte sie zumindest gelernt, an einem Penis zu saugen, ohne ihn abzubeißen, sodass ich fast so etwas wie einen gemeinnützigen Dienst geleistet hatte, indem ihr nächstes Opfer etwas besser geschützt sein dürfte. Den Wunsch, zum Schulabrecher zu werden, verspürte ich dagegen deutlich. Ich entschied hier und jetzt, meinen eigenen Weg zu gehen, wie es heißt, die Kindheit hinter mir zu lassen, das zu verlassen, was mein Zuhause geworden war, alle

Sicherheit aufzugeben und mich selbst zu finden. Vor allem wollte ich das Grab meiner Mutter finden und etwas Passendes, vielleicht sogar Schönes, auf ihren Grabstein schreiben. Was? Das galt es herauszufinden. Die warme, feuchte Frühlingsluft erfüllte mich mit Inspiration und einem Gefühl von Unabhängigkeit.

Und so wurde dies ein prophetisch, apokalyptisch aufschlussreicher, geradezu sibyllinischer Moment. Es war mir bestimmt, Risiken einzugehen, Gefahren zu bestehen, alles aufs Spiel zu setzen. Hier und jetzt nahm ich meinen Platz auf dieser Welt an. Ich war ein Kämpfer gegen Windmühlen. Ein Jäger von Walen. Ich war Nicht Sidney Poitier.